

Gitta Seekamp ermittelt:

SCHLIESS DIE TÜR AB, WENN ES DUNKEL WIRD

Ein ostfriesischer Psychothriller über
einen alten Knoten, eine Karte im Sand
und eine Schuld, die nie verjährt.

Guten Morgen,
Gitta.

Anja Lohmann

Covermotiv: KI-generiert

GITTA SEEKAMP ERMITTELT

Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird

Ein ostfriesischer Psychothriller

Anja Lohmann

Gitta Seekamp ermittelt: Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird

E-Book, 1. Auflage 2026

© 2026 Anja Lohmann. Alle Rechte vorbehalten.

Dieses E-Book ist ausschließlich für den persönlichen Gebrauch bestimmt. Jede Weitergabe, Vervielfältigung oder Veröffentlichung, auch in Auszügen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Autorin nicht gestattet.

Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen oder realen Ereignissen sind zufällig. Das Buch enthält Darstellungen von Gewalt.

Die in der Geschichte erwähnten Gesundheitstipps sind Teil der Handlung und ersetzen keine ärztliche Beratung.

Dieser Thriller ist mit Unterstützung künstlicher Intelligenz entstanden.

Covergestaltung: Anja Lohmann

Covermotiv: KI-generiert

Kontakt

Anja Lohmann

Mühlenstraße 4, 27383 Scheeßel

info@lowmansland.de

lowmansland.de

Inhalt

	Prolog	5
1	Der erste Schrei in der Kälte	9
2	Wellen der Verfolgung	31
3	Das Verhör	52
4	Stürmische Enthüllungen	66
5	Der letzte Atemzug	90
	Epilog	105
	Danke	113

Prolog



Sandra Hoorn hat die Scheinwerfer zu spät bemerkt. Sie steht auf dem Parkplatz hinter dem Deich, den Kofferraum offen, und zählt die Probenflaschen ein zweites Mal, weil sie beim ersten Mal bei elf aufgehört hat zu zählen. Zwölf sollten es sein. Es sind zwölf. Sie klappt die Kühlbox zu und will den Deckel des Kofferraums herunterziehen, da fällt ihr auf, dass es auf dem Parkplatz heller ist als vorhin.

Ein Wagen steht am anderen Ende. Motor aus. Licht an.

Sonntagnacht, kurz nach elf, November. Um diese Zeit parkt hier niemand. Die Touristen sind seit Wochen weg, die Hundebesitzer kommen erst morgens. Sandra kennt diesen Parkplatz. Sie war in den letzten drei Wochen fünfmal hier, immer nachts, immer allein, weil die Messstelle hinter der zweiten Dünenreihe nur bei Niedrigwasser zu erreichen ist und weil niemand wissen soll, dass sie sie gefunden hat.

Das Licht geht aus.

Sie wartet, ob eine Tür aufgeht. Nichts. Nur der Wind, der über den Deich kommt und an ihrer Kapuze reißt, und das ferne, gleichmäßige Rauschen hinter den Dünen. Sie sagt sich, dass es ein Liebespaar ist. Oder jemand, der nicht nach Hause will. Es gibt hundert harmlose Gründe, nachts auf einem leeren Parkplatz zu stehen. Sie selbst hat einen, der nicht harmlos ist, und deswegen sieht sie überall Gründe, die es auch nicht sind.

Sie steigt ein und verriegelt die Türen. Das Klacken ist so laut, dass sie zusammenzuckt.

Der Schlüssel. Sie hat ihn eben noch in der Hand gehabt.

Sie tastet die Jackentaschen ab, die Hosentaschen, den Fußraum. Das Handy leuchtet auf, als sie es aus der Innentasche zieht, und für einen Moment ist das Innere des Wagens weiß und grell, und sie sieht sich selbst im Rückspiegel, die Augen zu groß, das Haar nass vom Nieselregen. Dann findet sie den Schlüssel im Becherhalter. Sie lacht kurz und viel zu hoch. Startet. Der Motor springt an.

Erst auf der Landstraße merkt sie, dass der andere Wagen kein Licht anmacht.

Sie sieht ihn nur, weil der Mond kurz zwischen den Wolken steht. Ein dunkler Umriss, fünfzig Meter hinter ihr, ohne Scheinwerfer, mit genau ihrer Geschwindigkeit. Sie fährt schneller. Er auch. Sie bremst. Er bremst. Ihr Herz schlägt bis in den Hals, und gleichzeitig denkt sie mit dieser kühlen, fremden Klarheit, die sie aus den Nächten auf dem Watt kennt: Er will nicht, dass ich es sehe. Er will, dass ich es merke.

Sie greift nach dem Handy. Wählt die 110. Kein Netz. Hier draußen gibt es zwischen dem Deich und den ersten Häusern ein Loch, so lang wie zwei Kilometer Straße. Das weiß sie. Das weiß jeder, der hier wohnt.

Dann sind die Scheinwerfer plötzlich da. Aufgeblendet. Direkt hinter ihr.

Sie reißt das Steuer nach rechts, weil das Licht sie blendet, weil die Straße schmal ist und ein Graben daneben verläuft und ihre Hände schneller sind als ihr Kopf. Das rechte Vorderrad greift ins Bankett. Der Wagen schlingert, rutscht, bleibt mit einem dumpfen Schlag schräg im Graben stehen. Der Motor geht aus. Das Radio, das sie gar nicht angemacht hat, rauscht kurz und schweigt.

Die Scheinwerfer hinter ihr gehen aus.

Eine Tür. Schritte auf dem Asphalt. Ruhig. Kein Laufen. Er hat keine Eile.

Sandra löst den Gurt, stößt die Beifahrertür auf, die zum Feld zeigt, und kriecht hinaus ins nasse Gras. Sie rennt. Nicht zur Straße, nicht zu den Häusern, die irgendwo hinter ihr liegen müssen, sondern zum

Deich, weil sie den Deich kennt, weil sie dahinter jeden Pfad kennt, jede Senke, jede Stelle, an der man sich in den Dünen flach in den Sand legen und unsichtbar werden kann.

Sie schafft es über den Deich. Sie schafft es in die erste Dünenreihe. Der Sand gibt unter ihren Füßen nach, sie fällt, steht auf, fällt wieder. Ihr Atem klingt fremd, wie der eines Tieres. Hinter ihr nichts. Keine Schritte. Kein Licht.

Sie lässt sich in eine Senke fallen, zieht die Knie an und hält sich die Hand vor den Mund.

Sie wartet. Der Wind kämmt den Strandhafer über ihr. Sie zählt bis hundert. Dann bis zweihundert. Bei zweihundertvierzig hört sie es.

Nicht hinter sich. Vor sich.

Ein leises, trockenes Geräusch. Wie ein Seil, das durch eine Hand läuft.

„Sandra.“

Er sagt es freundlich. Er kennt ihren Namen, und er sagt ihn, als würden sie sich seit Jahren kennen. Sie sieht ihn nicht. Sie sieht nur eine Bewegung, einen Schatten, der sich vom Dunkel löst, groß und ein wenig gebeugt. Dann riecht sie es. Teer. Salz. Altes Tauwerk. Der Geruch von Häfen, in denen keine Schiffe mehr liegen.

„Sie hätten zu Hause bleiben sollen“, sagt er. „Bei diesem Wetter.“

Sie will schreien. Sie schreit. Der Wind nimmt den Schrei und trägt ihn über die Dünen aufs Meer hinaus, wo niemand ist.

Das Seil ist rau und kalt. Sie spürt, wie es sich um ihren Hals legt, wie seine Hände vorn etwas binden, ruhig, Schlag um Schlag, wie jemand, der das tausendmal gemacht hat. Ein Knoten, denkt sie, und es ist ein absurder Gedanke, der letzte, der klar ist: Ein schöner Knoten. Ein alter.

Dann zieht er zu.



Sie hört nicht mehr, wie viel später, als der Himmel über dem Meer noch schwarz ist und die Flut zurückkommt, wieder Schritte durch die Dünen kommen.

Diese Schritte sind anders. Leichter. Jemand bleibt neben ihr stehen und sieht lange auf sie herunter. Er hat es nicht eilig. Er hat nie Eile.

Eine Taschenlampe flammt auf, kurz, nur für einen Atemzug. Sie streift Sandras Gesicht, die geschlossenen Augen, den Knoten an ihrem Hals. Eine Hand im Handschuh legt etwas neben ihren rechten Arm in den Sand und drückt es leicht hinein, damit der Wind es nicht nimmt. Ein kleines weißes Rechteck. Eine Karte ohne Namen und ohne Aufdruck. Drei Wörter, in einer ruhigen, gleichmäßigen Schrift.

Guten Morgen, Gitta.

Das Licht geht aus.

Der erste Schrei in der Kälte



Es war ein Dienstag. Ich erwähne das, weil Dienstage an der Nordseeküste grundsätzlich grau sind. Nicht traurig grau, nicht dramatisch grau, einfach nur grau. Der Himmel, das Wasser, die Gedanken. Alles eine Farbe. Man gewöhnt sich dran. Ich habe zwanzig Jahre gebraucht, aber jetzt mag ich es.

Ich war um vier aufgewacht, wie fast jede Nacht in den letzten drei Wochen. Kein Traum, kein Geräusch. Nur dieses plötzliche Wachsein, als hätte jemand in meinem Kopf das Licht angeknipst und vergessen, es wieder auszumachen. Um halb sechs gab ich auf. Ich kochte Kaffee, füllte ihn in die Thermoskanne und fuhr hinaus zu den Dünen zwischen Norden und dem Meer. Das tue ich in schlechten Nächten. Nicht jeden Morgen, nicht nach Plan. Nur wenn das Haus zu still wird und meine Gedanken zu laut.

Um zwanzig vor sieben stand ich am Rand der zweiten Dünenreihe. Der Wind kam von Nordwest, der Kaffee im Becher war längst kalt. Über dem Strandhafer kreisten Möwen, mehr als sonst, und sie kreisten über einer Stelle, an der es nichts für sie geben sollte.

Ich ging hin, weil ich Polizistin bin und weil Möwen nicht lügen.

Eine Frau. Mitte dreißig, schätzungsweise. Sie lag auf dem Rücken in einer Senke, halb vom Sand verweht, die Arme neben dem Körper. Die Augen geschlossen, als schliefe sie. Aber so schläft niemand in den Dünen im eisigen November.

Ich trank den Kaffee trotzdem aus, obwohl er kalt war. Alter Polizistenreflex: Iss und trink, wenn du kannst. Denn du weißt nie, wann du wieder dazu kommst.

Dann rief ich die Kollegen an.

Während ich wartete, merkte ich, dass mir warm wurde. Nicht wegen der Situation, die war kühl und sachlich, so wie ich sie mag. Nein, das kam von innen. Diese besondere Art von Wärme, die nichts mit der Außentemperatur zu tun hat und sich trotzdem breitmacht wie ein Feuer im trockenen Sommer. Hitzewallung Nummer irgendwas. Ich hatte aufgehört zu zählen. Ich zog die Jacke aus. Sieben Grad, Nordwest, Nieselregen. Ich stand in der Bluse neben einer Toten und schwitzte.

Mein Telefon summte. Heike.

„Guten Morgen! Hast du den Rotklee tee getrunken?“

Ich sah auf die Tote. Auf mein Telefon. Wieder auf die Tote.

„Ich bin gerade an einem Tatort.“

Kurze Pause. „Das beantwortet meine Frage nicht.“

„Heike. Wie schnell kannst du in den Dünen hinter Norddeich sein? Am Parkplatz Deichstraße. Ich brauche eine Leichenschau, der Notarzt steckt in Hage bei einem Unfall fest.“

Diesmal dauerte es länger, bis sie antwortete. Heike ist Ärztin und Heilpraktikerin, sie hat ihre Praxis in Norden, und wenn kein Notarzt frei ist, ruft man sie. Das weiß jeder in der Gegend. Aber in dreißig Jahren Freundschaft hatte ich sie noch nie an einen meiner Tatorte gerufen.

„Zwanzig Minuten“, sagte sie. „Zieh deine Jacke wieder an.“

Sie legte auf. Ich stand da und fragte mich, woher sie das wusste.



Die ersten Kollegen kamen über den Dünenpfad, Absperrband in der einen Hand, Kaffeebecher in der anderen. Kluge Menschen. Ich zog meine Jacke wieder an, weil mir plötzlich kalt war. Das ist das Tückische daran. Erst Sahara. Dann Nordpol. Kein Übergang.

Ich kniete mich neben die Frau. Keine Spur von Gegenwehr. Keine abgebrochenen Nägel, keine Schürfwunden an den Händen. Entweder hatte sie ihn gekannt, oder sie hatte keine Chance gehabt.

Um ihren Hals lag ein Stück alter, geteierter Tampen. Kein Schal, keine Kette. Ein Seil, so dick wie mein kleiner Finger, vorn zu einem Knoten gebunden, der aussah wie eine Krawatte. Die alten Fischer nennen ihn Seemannskrawatte. Er war sorgfältig gebunden. Zu sorgfältig. Ein alter Fischerknoten, den heute kaum noch jemand kann. Wer das noch konnte, war entweder sehr alt oder sehr traditionsbewusst. Oder beides.

Dann entdeckte ich das weiße Rechteck.

Neben ihrem rechten Arm, halb in den Sand gedrückt, lag eine Visitenkarte. Kein Name, kein Aufdruck, die Ecken aufgeweicht und wellig vom Regen, als läge sie schon eine Weile da. Ich zog einen Handschuh an und hob sie auf.

Drei Wörter. Handgeschrieben. In einer ruhigen, gleichmäßigen Schrift, die ich nicht kannte.

Guten Morgen, Gitta.

Ich stand auf und streckte mein Knie durch, das seit zwei Jahren Geräusche macht, die ich lieber nicht kommentiere, und drehte mich zum Meer. Die Möwen schrien. Der Wind drückte den Strandhafer flach.

Verabredet war ich nicht. Niemand wusste, dass ich herfare, nicht einmal ich selbst vor halb sechs.

Irgendwo da draußen kannte jemand meinen Namen. Und meine schlechten Nächte. Und den Weg, den ich nehme, wenn ich nicht schlafen kann.



Die Tote hieß Sandra Hoorn. Zweiunddreißig Jahre alt, Biologin bei einer Umweltschutzorganisation in Emden. Keine Familie in der Gegend, keine offensichtlichen Feinde, keine Vorstrafen. Ein Leben, das auf dem Papier ganz unspektakulär aussah.

Brandt reichte mir sein Tablet mit dem Ausdruck eines Mannes, der hoffte, dass ich etwas dazu sagen würde. Brandt ist zweiundzwanzig, so alt wie mein Sohn, seit einem halben Jahr bei uns und so schnell am Telefon, dass ich manchmal glaube, seine Daumen denken selbst. Ich las und gab ihm das Tablet zurück.

„Ihr Wagen“, sagte Brandt schließlich. „Ein grauer Polo. Steht seit gestern früh auf der Landstraße hinter dem Deich im Graben. Eine Streife hat ihn gestern um halb acht gesehen. Niemand drin, keine Verletzten, Schlüssel steckte nicht.“ Er räusperte sich. „Die Kollegen haben einen Zettel hinter den Scheibenwischer geklemmt. Halterin bitte melden.“

„Und dann?“

„Dann nichts. Sie dachten, jemand ist betrunken in den Graben gefahren und zu Fuß nach Hause gegangen. Kommt vor.“

Ein Zettel hinter dem Scheibenwischer. Einen ganzen Tag lang. Während sie zweihundert Meter weiter in den Dünen lag und der Regen auf ihr Gesicht fiel.

„Gitta.“

Heike stand hinter mir. Sie trug ihren grünen Parka und die Arzttasche, die sie seit dreißig Jahren mit sich herumschleppt. Sie hatte Handschuhe angezogen, was ich ihr nicht erlaubt hatte. Aber Heike gehört zu den Menschen, denen man Dinge nicht verbietet. Man stellt nur fest, dass sie sie getan haben.

Sie kniete sich wortlos neben Sandra Hoorn. Ich kenne Heike beim Kaffee, beim Wandern, in der Sauna und in ihrer Praxis zwischen Kräutertee und Blutdruckmessgerät. So kannte ich sie nicht. Sie arbeitete schnell und ordentlich, mit der stillen Würde eines Menschen, der weiß, dass er der Letzte ist, der diesen Körper noch berührt, bevor er eine Akte wird.

„Seit gut einem Tag“, sagte sie schließlich. „Eher länger. Die Kälte hat sie gut erhalten, das macht es schwer. Die Rechtsmedizin wird es genau-

er sagen.“ Sie hob vorsichtig die rechte Hand der Toten an. „Schau dir die Hände an.“

Die Fingernägel waren sauber. Zu sauber. Kein Sand darunter, keine Erde, nichts. Eine Frau, die in den Dünen gestorben war, mit Händen wie nach der Maniküre.

„Gereinigt“, sagte Heike leise. „Nach dem Tod. Jemand hat sich Zeit genommen.“

„Er kannte sie“, sagte ich.

„Oder er wollte, dass es so aussieht.“ Heike legte die Hand zurück in den Sand, als wäre sie aus Glas. „Wer macht so etwas?“

Ich antwortete nicht. Der Wind legte zu, das Absperrband flatterte, und Brandt kämpfte mit der verbissenen Entschlossenheit der Jugend dagegen an.

Dann fand die Spurensicherung das zweite Stück Papier.

Nicht bei der Leiche. Nicht in ihren Taschen. Drei Meter entfernt, eingeklemmt zwischen zwei Feldsteinen, die hier niemand hingelegt hatte, beschwert mit einer Herzmuschel, damit der Wind es nicht nahm. Eine Zeitungsseite, sorgfältig gefaltet. Vier Jahre alt. Aus dem Inselkurier Borkum.

Ich kannte den Artikel. Natürlich kannte ich ihn.

Tragischer Unfall: Junge Frau tot am Nordstrand gefunden.

Mein Name stand nicht darin. Aber der Einsatzbericht stammte von mir. Meine Einschätzung. Meine Unterschrift. Unfall.

Jemand hatte das Wort mit rotem Stift unterstrichen. Einmal. Ruhig. Ohne Druck. Das war das Unheimlichste daran. Kein Ausrufezeichen, keine wütenden Striche. Nur diese eine gerade Linie unter einem Wort, das ich vor vier Jahren in ein Formular geschrieben hatte. Als wollte er sagen: Ich weiß, dass du dich geirrt hast. Und du weißt es auch.

„Gitta?“ Heike stand neben mir. „Du bist ganz weiß.“

„Mir ist warm“, sagte ich.

„Guten Morgen, Gitta.“

Am frühen Morgen findet Kriminalhauptkommissarin Gitta Seekamp in den Dünen bei Norden eine tote Biologin. Um ihren Hals ein geteuerter Tappen mit einem alten Fischerknoten. Neben ihr im Sand eine Karte ohne Namen, in einer ruhigen, gleichmäßigen Handschrift.

Den Knoten hat Gitta schon einmal gesehen. Vor vier Jahren, am Handgelenk einer jungen Frau auf Borkum, deren Tod sie als Unfall zu den Akten gelegt hat. Dann stirbt auf Norderney die nächste Frau, und wieder liegt eine Karte im Sand: Ich warte noch.

Während die Wechseljahre ihr den Schlaf rauben, folgt Gitta einer Spur, die von den Inseln bis in die Amtsstuben von Aurich führt. Und zu der Frage, wer sie so genau kennt, dass er weiß, wohin sie fährt, wenn sie nachts nicht schlafen kann.

Ein ostfriesischer Psychothriller über einen alten Knoten, eine Karte im Sand und eine Schuld, die nie verjährt.

ANJA LOHMANN · LOWMANSLAND.DE

*Du möchtest dein Buch persönlich, mit deinem Namen auf jeder Seite?
Dann bestell es direkt bei mir: support@lowmansland.de*